

Neobraer Anzeiger



Weihnachtlicher Rückblick.

F. M. C. Friede auf Erden! Seit fast zwei Jahrtausenden klingt nun der Ruf hin über die Menschheit, hin zu den Herzen, hin zu den Gemütern. Und wenn er auch in den Tagen des Weihnachtsestes selbst mancher Herz, manches Gemüt offen findet, für die tiefe Wahrheit, die er enthält — sind die Festtage vergangen, ist der Kampf der Festesfreude verlogen, wie oft verfließen sich dann die Herzen wieder und tritt des Friedens auf Erden jetzt der Kampf aller gegen alle wieder ein. Der Kampf aller gegen alle — nicht der ehle Wehretreit der Geister und des Könnens, sondern der niedrige Krieg um weltliche Macht, materiellen Besitz, schändlichen Mammon und ekle egoistische Begierden. Beim einzelnen ist es so und bei der Gemeinschaft der Menschen, mag sie nun Staat, Gemeinbe oder Familie heißen. Zwei Jahrtausende fast sind vergangen, seit das Evangelium der Liebe, der Liebe zum Nächsten und des Friedens auf Erden für alle, die guten Willens sind, erwachte, und noch immer mordet der Mensch den Menschen, den Bruder den Bruder, noch immer gleicht die Welt einem bewaffneten See- und Landkrieg unverzähliger Feinde.

Mein, das alles beweist nichts gegen den Wert, gegen die Wahrheit des Evangeliums, das uns zu Beginn unserer Ära verkündet ward! Das alles beweist nichts gegen die leidvolle Güte dessen, der es verkündete, gegen das unerschöpfliche Wohlwollen des Vaters aller Seins. Ist es nicht wie ein tragisches Symbol für die Geschichte des Evangeliums, daß eine der ersten Wirkungen des Christentums nach ihm jag, der arcaumum Rindermord von Betlehem war? Daß, um die Lehre der Liebe zu erwärmen, ein blutdürstiger Tyrant die grauenvollsten Mordtaten seines schandhaften Nachbarn zu verurteilen zu werden ließ, und daß trotzdem das Evangelium des Menschensohns ungehindert in die Welt zog? Und wie die, denen Jesus, Sohn der Maria, das Heil bringen wollte, den Menschensohn ans Kreuz schlugen, so freuzigen heute die Menschheit täglich Christi Lehre, und statt des Friedens auf Erden herrscht die eiserne Faust.

Noch heute, zehn Jahre nach Beendigung des blutigen aller Kriege, stehen fremde Truppen an Rhein. Vor wenigen Tagen erst ging die Konferenz von Lugano zu Ende, wo man zwar erneut den Willen geäußert hat, die Reste des Krieges zu liquidieren und dem ewigglühenden Frieden den Weg zu bahnen. Aber noch während die Staatsmänner der größten europäischen Mächte die Staatsmänner der größten europäischen Mächte in unendlichen Konferenzen die Interessen der ihnen anvertrauten Völker verteidigten, kammt in Südamerika das tragische Final des Krieges auf. Und, wenn es auch den vereinten Bemühungen des Völkerverbundes und zahlreicher Mächte gelungen ist, zu erreichen, daß die Feindseligkeiten für den Augenblick eingestelt wurden, — wiederum haben Tausende von Menschen in einem sinnlosen Streit materieller Interessen ihr Leben gelassen, wiederum tritt es klar zu Tage, wie nahe wir ständig am Ugrund wandeln, wie wenig notwendig ist, um den Scheinfrieden in dem wir leben, in blutigen Kampf zu verwandeln.

Auch in Asien fließt Blut über Blut. Afghanistan dem sein junger, mutiger König dazu verhelfen wollte die bedrückende Rückständigkeit einer traditionellen Primitivität mit den Erzeugnissen moderner Wissenschaft zu veräußern, wird von wilden Bruderkämpfern durchstoßt, die mit aller Grausamkeit innerasiatische Bergwälder auszufordern werden. Das unendliche Weid der Mitte, China, mit seiner Jahrtausende alter Kultur hat seinerseits ebenfalls alle Schreden des Vorkrieges monatelang durchlitten, und auch heute bedarf es nur eines Funken, um dort den kaum erloschenen Brand wieder zum Aufblühen zu bringen.

Wohin wir sehen: Krieg um Krieg, Mord um Mord! Und das Wort vom Frieden auf Erden herrscht nur in den Herzen weniger, dort aber als ein großes fast allumfassendes Versprechen für die Zukunft.

Eine ganze Schule moderner Wissenschaftler und Denker hat versucht, die Welt davon zu überzeugen, der Krieg sei ein notwendiges Uebel, der Frieden eine laßhafte Utopie. „Der Kampf ums Dasein“ ist untrennbar mit dem Wesen der Welt verknüpft. Und

wie schon bei den niedersten Lebewesen der Stärkste durchsieht, so werde auch im Leben und in der Entwicklung der Menschen notwendigerweise Gewalt stets vor Recht gehen. Was dem so sein! Mag wirklich das Stärkste stets obliegen und das Schwache vergehen: was gibt es Stärkeres, was Gewaltigeres als die sieghafte Kraft der Idee, der unaufhaltbare Ansturm des Ideals? Wir wollen und dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, daß vor der Friedensidee, wie für das Evangelium verübelt, die Kraft des Bösen in der menschlichen Natur vereinst erliegen, daß vor ihr Sinnen und Bajonette, Bomben und Giftgas, Tanks und Drahtverhaue verschwinden werden, wie der Schnee vor der Sonne.

Es ist nicht der Glanz der Kerzenlichter, es ist nicht der herzhafte Duft der hargigen Tanne, es ist nicht die alten Weisen, die den letzten Wert weihnachtlicher Stimmung in uns bedeuten. Wahrheit wird der Sinn dieses Festes der Freude, dieses Festes, das die Geburt der Idee wie kein anderes feiert, er ist in uns erfüllt sein, wenn das alte und ewig neue Evangelium der Weihnachtszeit in uns lebendig geworden ist: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden für alle, die guten Willens sind!

Heilige Nacht!

Heilige Nacht, auf Engelschwingen,
Schwebst du nieder auf die Welt,
Durch den Flockenwirbel fliegen,
Weihnachtsglocken übers Feld.
Kerzenglanz strahlt nah und ferne
Durch das schneeverwehte Land,
Und der herrgott hat der Sterne
Schönsten Lichtbaum angebrannt.

In dem ruhelosen Streben
Unser Zeit will leis und lind
Uns ein süßes Lied unschreiben.
Von Maria und dem Kind
Könige und Hirten knien.
In des Wanders holdem Bann
In dem Stall, und Weise ziehen
Aus dem Morgenland heran ...

Von dem Kind will Kunde bringen
Überm Stall ein heller Stern.
Und die Engelschöre singen
Jubelnd von dem Tag des Herrn,
Künden jauchzend, daß hier nieder,
So sie ihren Schöpfer ehrt
Wohlgefallen und Gottesfrieden
Aller Menschheit widerfährt ...

Alte Nacht, gieß solchen Segen
Auch auf unsre Herzen aus,
Komme auf schneeverwehten Wegen
Auch in unser dunkles Haus!
Sieh: nur Raft ist uns bechieden,
Drang und Kampf in unserer Zeit,
Und dein heiliger Gottesfrieden
Ist uns fern und sehnsuchtsweit.

Du Bethlehem im Stamme Juda

Wo einst im Stalle Christus geboren wurde.
Unter den Städten des heiligen Landes nimmt Bethlehem eine besondere Stelle ein. In vielen Weihnachtsliedern tragen wir unwillkürlich, wie es heute an dem Geburtsort des Heilands aussieht. In früheren Jahrhunderten hieß Bethlehem Ephratha, das heißt Brothaus, ein Name, der seine Entstehung der großen Fruchtbarkeit des Ortes verankert. Hoch steht die weiße Stadt über den fahlen Hügeln Judäas. Die Abhänge des Berges sind besetzt mit Weinbergen, Delbaumgainen, grünen Aekern und Weiden.

Die Stadt ist heute fast durchweg von Christen bewohnt. Ihre Geschichte ist reich an vielen Besonderheiten. Nachdem in den ersten christlichen Jahrhunderten viele religiöse Krieger entstanden waren, kamen die Muselmänner und zerstörten die Stadt. Noch einmal wurde sie zerstört, im Jahre 1244, die Stadt durch die Chomarisier ermordet. Aber immer wieder blühte sie neu auf. Die Bevölkerung steigt heute einen regen Industrieort, dem viele Kunstgegenstände, Holentwürfe, Bienen Schmalzkerzen ihre Entstehung verdanken. Das Material hierzu liefert das Meer mit seinen Perlmuscheln und der Elbanen mit seinen Gehern.

Ueber der Stadt, wo einst im Stalle Christus geboren wurde, erhebt sich heute die alte Marienkirche, eine stolze Basilika, die von den mohammedanischen Zerstörern verschont blieb. Bevor man in das Innere gelangt, muß man einen nur etwa anderthalb Meter hohen Eingang passieren. Eine abschließliche Einrichtung um zu verhindern, daß mohammedanische Pferde in das Gotteshaus trieben, wie sie es sonst zu tun pflegten. Die hohen Säulen und Wölbungen, die in ihrem feierlichen Ernst einen tiefen Eindruck machen, stammen noch aus der Zeit Justinians. Am Weihnachtsest des Jahres 1101 wurde hier Baldwin zum König von Jerusalem gekrönt. Ueberladene Säulen und zahlreihe bühliche Paraklassen zeigen von der Anwesenheit mit der die drei Heiligen die Kirche gehört, ihrer Aufgabe, der Erhaltung dieses Ortes dienen.

Unterhalb der Kirche befindet sich eine Felsenhöhle, die Geburtstrotte. Kostbarer Marmor und weiße Teppiche schmücken den heiligen Raum. Tag und Nacht brennen gelbe und silberne Lampen. In einer Nische strahlt ein silberner Stern auf dem Marmorgesimse, und hier sind die gedankenschweren Worte eingegraben: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est!“ Hier gebar die Jungfrau Maria Jesus Christus! Die Schauer der Ewigkeit umfäulen diesen Ort. Menschen aller Völker und Zeiten, Könige und Knechte laufen hier zu Boden, um das Kind anzubeten, das von hier aus seinen Leidens- und Erlösungsweg begann. Aber einmal diese Stätte besucht, darf man nie vergessen, unaussprechlich prägt er sich in die Seele ein, und vielen ist es, als trügen sie in ihrem Herzen einen Hauch der Heiligkeit mit sich fort.



Das Geschenk.

In vielen Gegenden war es früher üblich, daß Kaufleute ihren Angestellten am Weihnachtstage, da diese kommen, um ihren Glückwunsch darzubringen, ein Geschenk übergeben.

So kamen auch zu einem Manne vier junge Leute und wünschten ihm Heil und Segen zum Fest.

„Liebe Freunde“, sagte der Mann, „hier sind eure Geschenke; jeder mag wählen, ob er zwanzig Mark oder meine Bibel haben will.“

„Ich kann nicht lesen“, sagte der erste, „also erbitte ich das Geld.“

„Lesen kann ich zwar“, meinte der zweite, „doch ich finde mich in großer Not; ich gebe lieber dem Gelde den Vorzug.“

Der dritte begründete in ähnlichen Worten seinen Wunsch, das Geld zu erhalten.

„Jetzt kam die Reihe an den vierten, einen jungen schmachtigen Burschen. Der Mann sah ihn freundlich an und sprach: „Wähle du auch zwanzig Mark haben?“

„Lieber Herr“, antwortete der Geiragte, „da Sie sagen, das Buch sei schön, so will ich es lieber nehmen als das Geld und meiner Mutter daraus danken.“

Der Alte reichte ihm die Bibel hin.

Der Bescheidigte bismete sie und fand zwischen den Blättern Goldstücke.

Die andern schauten bestürzt auf die Bibel und den Schenker.

„Es ist nicht meine Schuld“, sagte der alte Mann, „daß ihr schlecht gewählt habt. Ihr habt es euch selbst zugesprochen, daß ihr nicht gewähnt habt wie dieser hier.“

Bei diesen Worten entglomm ein seltsames Leuchten den Augen des Geiragten; die Stube ward hell und strahlend, als fielen gleiches Sonnenlicht herein. Und war doch ein grauer Tag.

Franz Rächler.



Unter dem Christbaum.

Wie feiern wir Weihnachten? Natürlich wissen wir das. Aber wenn es gerade darauf ankommt, dann leben wir uns doch plötzlich wieder vor die Notwendigkeit gestellt, diese Frage möglichst schön zu lösen.

Da ist die Tanne. Der eine steht sie in ihrem natürlichen Grün, der andere schmückt sie mit glühendem Engelshaar. Wapferfährchen, das sie oft wie eine buntschimmernde Pyramide erhebt.

Der Abend im vertrauten Kreise.

Neben der eigentlichen Bescherungsfeier steht die Festlichkeit im Mittelpunkt des Abends. Die Hausfrau, die sich sonst nicht gern dreinreden läßt, möge hier aber doch einmal den guten Rat berücksichtigen, daß die Festlichkeit so wenig Arbeit wie möglich veranlassen soll.

Das Gastmahl.

Nach der kleinen häuslichen Feier kommt dann an den Festtagen das erweiterte Gastrecht zu Ehren. Meist wird eine größere Feier veranstaltet, zu der eine größere Anzahl von Gästen — sofern unser Geldbeutel mit ihnen einverstanden ist — eingeladen wird.

Gefreit ohne Liebe.

66. Fortsetzung. Nachdruck verboten. „Gross zurrid!“ rief sie häßlich. „Und du bist auf und teifend still, albernere Junge. Es ist die ja gar nichts geschien.“

glücklichen Schicksal, aber was wir können, das ist uns persönlich Eigentum und Verdienst. Glücklich die Hausfrau, die ihre beliebigen Verhältnisse durch eine gewählte und schöne Dekoration unermesslich macht!

Meist noch die Frage der Tischordnung. Es ist schon gut, wenn man einer größeren Anzahl von Gästen durch Tischsitzung ihre Plätze gibt. Aber beachten wir es wohl, daß wir nicht zwei Sammelplätze einander gegenüber setzen oder zwei spitzen Jungen Gelegenheit geben, mit verzeirter Kräfte ihre Bielle mit Wiberhäfen in die Tischrunde zu verenden.

Die musikalische Umrahmung eines solchen Festes ist ein Kapitel für sich. Hausmusik ist sicher sehr schön und in allen Fällen empfehlenswert. Aber wenn der Sprößling oder das hoffnungsvolle Söhnerlein gemobheitsmäßig noch bei jedem Satz zweimal denochengreift, dann verlange man von seinen Gästen nicht, daß sie aus dem Geträsch und Geklimper ein stimmvolles Weihnachtslied herausbrüllen sollen.

Ewiges Weihnachtslied.

Wißt ihr noch, wie ihr als Kinder gelauscht: Klingel der Weihnachtsmann? Des Engels silberner Jitisch rauscht Wie einst durch die Zeit, die verrann.

Durch viele Jahre dahin, zurid In die Kindheit, da wir noch fromm Glauben an ewiges lachendes Glid Und beteten: Weihnachtsmann, komm!

Mit reihigen Gaben stelle dich ein Und fülle die Tische zum Feite, Den Tannenbaum schmide mit Lichterchein Und Uepfein und Hüpfen aus beste!

Nun lauschen wir wieder einmal in die Nacht, Da das Christid geforen ward, In allen Herzen das Lied erwaht: „Bon Jesse kam die Art —“

Und wie wir so lauschen, da künert es leif „Wach auf die vergangenen Zeiten. Wir wissen nicht: wozu unser Zahlhaar weif? Wir fühlen nur Tieren aufgieten.“

Da erfüllt sich wieder der Wundertraum: Wir sind Kinder, die Gaben empfangen! Die Lichter an knisternden Weihnachtsbaum Im ewigen Richte prangen.

Christnacht und Volksglauben.

Das Geheimnis der zwölf Nächte. Das Weihnachtsfest steht im Mittelpunkt der zwölf Nächte, die das alte Jahr in das neue hinübergeleiten. Ueber die Aberglaube verlegt in diese kurze Zeit die seit Jahrhunderten Vorstellungen, die sich in geheimnisvollen Wirkungen, die vieler Zeit innewohnen sollen, ausdrücken.

In der heiligen Nacht werde das Vieh und weisheit die Zukunft, aber außer einigen Sonntagsgewandern ist es seinem Vergnügen, die Sprache zu hören, die die Tiere sprechen, wenn sie auf den Kruten liegen und beten. In der Mitternachtsstunde der Christnacht wird alles Wasser in Brunnen und Flüssen in Wein verwandelt; aber nur wenige können es schöpfen, und wer davon trinkt, erstirbt.

Die ungewohnte Stille beunruhigte die alte Dame, deren Phantasie ohnehin durch allerlei unklare Schredgebilde erregt war, zuletzt so sehr, daß sie es in der Einsamkeit ihres Zimmers nicht mehr aushielte. Sie beschloß daher, selbst in der Geduldvolle nachzugehen, warum niemand auf ihr Klingeln er schien.

Indes fand sie die Gefendebulle, die zu ebener Erde neben der Küche lag, leer. Auch in der Küche war niemand, kein Feuer im Ofen, keinelein Vorbereitungen für das Mittagessen getroffen. Es war klar, daß sämtliche Dienboten das Haus verlassen hatten.

Frau Gerda erschrak ernstlich, Stand es so schlimm, daß sie wie die Motten das firtende Schiff Karolinenruhe verließen? Dann war es höchste Zeit, sich gleichfalls in Sicherheit zu bringen.

Sie trat nur ans Fenster und spähte ängstlich nach Frau von Kisehofen. Draußen herrschte prächtiges Winterwetter. Die Bäume standen im hundertf. Schnee bedeckte die Fluren und aus wolkentem Himmel strahlte die Sonne in vofigem Licht hernieber.

Umweil vom Haus spielte Nofa mit Orifihl Schneeballen und ein Stück weiter entfernt ging Dr. Kaufhäuser mit Freddy langsam auf und nieder. Der Anblick beruhigte Frau Gerda etwas. Gottlob, a g a z allein war sie also doch nicht und von den gefährlichsten Ineritern ließ sich best jetzt auch noch nichts entdecken.

Als Frau Gerda sich umwandte, um in ihr Zimmer zurückzufahren, kam Britta die Treppe herab, zum Ausgehen geliefelt.

Die Naufe eines festen Entschlusses lag auf ihrem bleichen Gesicht. Sie trat ihren Pelzmantel und ein kleines Pelzbarret auf dem goldroten Saar und war in Gedanken vertieft, daß sie ihre Schwiegermutter gar nicht bemerkte.

In Frau Gerda oder erwaekte Brittas Anblick die Erinnerung an alles, was Britta ihr gethan und heute mitgeteilt hatte, und entzückte um neuem ihre sörerliche Entzückung gegen die Schwiegermutter, die ihrer Ueberzeugung nach an allen Unannehmlichkeiten Schuld war.

In Tirol wurden die Elemente gestiftet, indem man Mehl in die Luft streute, eine Speile in die Erde vergrub oder eine Opfergabe in das Herdfeuer warf.

Ein umfassen auch heute noch den tiefen Sinn dieser Gebährchen, um die Elemente, die Natur und die Götter zu verhören, die zur Zeit des alten Jullfes durch die Wollen zogen, opfert man, um selbst entzückt zu werden, um die geheimnisvollen Naturkräfte gädig zu stimmen. All dieser Glaube, der heute Ueberglaupe geworden ist, wurdt in der schwären Stimmung dieser Winterage und der Wintererinnernde. Viele alten Sitten und Rittfelsungen lassen sich hier wieder einiges von dem tiefen inneren Zusammenhang der Natur und der menschlichen Seele ehen. Vögeln wir auch heute über manches, reißt es uns so frohd zu sehen, wie sich unsere Vorväter gegen die geheimnisvollen Gewalten schützten.

Ein Kind wartet . . .

Kleine Stiche von Theodor Paul. Ein Kind leht einlam auf der Straße an einer Mauer. Vorbei eilen die Menschen mit Beketen beladen. Drüber in den Gehliffstrecken laden die Vöchter, in den Schau fenstern liegen die fällischen Sachen, Gaben für den Heiligen Abend. Die schwere Schneelust scheint leicht zu sein von all der froden Erwartung, die die Herzen der Menschen erfüllt.

Das Kind fröstelt in dem ärmlichen Kleid Aus blaßem Gesichtchen schauen ein Paar sehndfüchtige Augen nach dem Glanz, der dort strahlt und der doch nicht auf dies kleine Viehn kräftig, das nach ihm verlangt und sich fest im Frost die Hände reibt und mit den falten Fäden trippelt.

Es weif, daß es arm ist und ableiht sich. Im Schatten der großen Lichterfülle, die die weihnachtlichen Welterhell, Das Christid wird nicht zu ihm kommen. Wohl bei einer Bekerung, die für die Armen in einem großen, überfüllten Saal abgehalten wird, da wird es ein Weihnachtsbaumchen sehen. Da wird auch eine kleine Gabe sein für die mageren Händchen. Die Mutter hat daran gedacht, daß es schön sein werde, wenn dort das Christid belächere.

Aber das Kind mag nicht die vielen Menschen, mag nicht die lauten Reden. Dort kommt das Christid nicht zu ihm selbst. Und es will doch gerade ein Christid haben für sich allein. Ein Baumchen nur, das daheim in der Stube aufleuchtet. Im gewohnten Kreise der Lieben will es singen von der hochheiligen Nacht.

Ein Baumchen nur — Aber in unser armes Heim nun das Christid gar nicht kommen, jagte die Mutter.

Arm kein. Ach, zum ersten Male fühlte das Kind den Trennungstrich, der die Menschen scheidet. Nicht fällt der Säme. Der Wind blüht durch die Gassen. Dide Tropfen rollen von den Wangen des Kindes. Es hat so heimlich nach dem Christid, das die Liebe bringt. Wie nicht kommt doch ein gültiger Weihnachtsengel, der ein Baumchen bringt. Vielleicht? Ob keiner kommt?

Zweimal Weihnachten in einem Jahr.

Der hübsche Dornbüsch von Glasfoburn. Für viele würde es durchaus nicht unangenehm sein, wenn sie zweimal im Jahre Weihnachten feiern könnten. Man frage nur einmal in seinen Bekantenkreise nach. Ganz gewiß aber werden die Kinder mit lauten Ja-Gebeten antworten. Doch da kann man nun nicht viel ändern, es gibt eben nur einen 25. Dezember in jedem Jahre.

Dennoch gab es einmal eine Zeit, in der man zweimal, um zwar kurz hintereinander, den Tag von Christi Geburt feiern durfte. Das war in England im Jahre 1751, als man den Kalender neuen Stils einführt. Dabei magte das Weihnachtsfest früher einfiere. Nach allem Brauch zog man an diesem Tage in langen Prozessionen mit Kerzen und dem üblichen Gepränge nach Glasfoburn, wo jedes Jahr am Weihnachtsfage ein b l i n d e r Christid herliche Wiltrenn hinführend hatte der Dornbüsch von der Neuordnung des Kalenders noch seine Platz genommen, denn das Wunder hatte sich nicht eingestellt. Enttäuscht glaubte man, daß es mit dem neuen Kalender nicht seine Richtigkeit habe, und feierte darum das Fest zum alten Termin ein a m e i e s Mal. Allerdings hätte man sich in folgender Jahre an dem neuen Kalender gewöhnt und auch der Dornbüsch hätte seine Obstruktion aufgegeben, so daß nun alles in geordneten Bahnen lief und in der Weltgeschichte nur einmal zwei Weihnachtsfeiern im gleichen Jahr abgehalten wurden.

Wenn die Weihnachtsstempel verzehrt ist, Kommt wieder Schwarzbrodt.

Sie trat also rasch auf die erschrocken aufstehende junge Frau zu.

„Du willst fort?“ fragte sie kurz. „Wohin?“ Britta schwieg verlegen. Das, was sie vorhatte, sollte niemand wissen, ehe es nicht von Erlös getönt war.

„Ich habe dich gefragt, wohin du gehen willst? Warum antwortest du nicht?“ sagte Frau Gerda. „Hast du wieder Heimlichkeiten?“

„Heimlichkeiten? Ja?“ „Nicht! Ich Wit wissen es nur zu gut, daß du leider beländig auf lichtsicheren Wegen wandelt. Nicht genug, daß du uns mit deinem verlogenen Welen jeden Tag veräffelt, daß du heute auch an dem Streik der Arbeiter hast, meinen armen Sohn betrübt und unglücklich machst.“

„Mutter! O Mutter! Was spreichst du doch!“ unterbrach sie Britta tief erschrocken. „Ich hätte . . .“

„Nun — etwa nicht? Willst du leugnen, daß du mit den Arbeiter sympathisierst und sie dadurch in ihrer Unbotmäßigkeit befährst? Wer hat denn diese Wertlosent ausgesprochen, wenn nicht du? Oder willst du leugnen, mit Baron Sternbach eine Liebschaft zu haben?“

„Mutter — um Gotteswillen! Ich bejwähre dich!“ „Geh mich ausere!“ Wenn niemand es bisher wußte, die die Wahrheit zu sagen, io habe ich den Mut dazu, denn, bei Gott, mir brennt die Empörung darüber schon lange genug auf der Seele! Glaubst du, es kann einer Wüterer gleichgültig sein? Aber hast dich denn nicht in Karolinenruhe? Du liebst ja deinen Mann gar nicht und Reichum und Wohlleben fände du doch bei Sternbach auch! Warum also bist ein etwas klammern, das dir nichts gilt — nie etwas gelungen hat?“

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben im Wort

Nr. 52



Unterhaltungsbeilage



1928

„Lo ha...“

Nachdruck verboten

Zwölfte Fortsetzung

Kriminal-Roman / Von Erich von Volk

Der Anwalt nahm das Etui wieder an sich. — „Wie ich zu dem Etui gekommen bin, kann ich nicht eher verraten, bis ich einwandfrei festgestellt habe, wem das Etui gehört. Jedenfalls sind Sie der Ansicht, daß es auf keinen Fall Fred Lasker gehören kann?“ — „Herr Doktor, ich möchte nicht durch unvorsichtige Aussage einen Menschen ins Unglück stürzen.“ — „Gut, dann will ich nicht weiter in Sie dringen, wenn Sie mir doch nichts Positives sagen können. Ich glaube, trotzdem noch in Erfahrung bringen zu können, wem es gehört. Für Fred Lasker dürfte es jedenfalls nicht sehr vorteilhaft sein, wenn dieses Etui dem Ermordeten gehörte.“ — „Sie sprechen in Rätseln, Herr Doktor.“ — „Und doch kann ich im Augenblick nicht mehr sagen.“ — Kurz darauf empfahl sich der Besucher, und Dr. Binder war wieder allein. Der Bürovorsteher trat ein und brachte ein Telegramm, ein Telegramm aus New York. Es war ein Code-Telegramm von einem New-Yorker Anwalt, mit dem Dr. Binder schon wiederholt beruflich zu tun gehabt hatte. An diesem Tage, an dem der Freispruch Charlotte Stolten's erfolgt war, einen Brief geschrieben und um telegraphische Beantwortung einiger Fragen gebeten. Und jetzt hatte er die Antworten erhalten, dekiffrierte sie und war mit dem Ergebnis sehr, sehr, sehr zufrieden. —

Nun hatte Dr. Binder nichts weiter zu tun, als noch den Detektiv zu fragen, wem das silberne Zigarettenetui gehörte. Daß es Henry Dodson ihm sagen könnte und würde, davon war Dr. Binder fest überzeugt. — Der Anwalt setzte sich nach diesem Entschluß sofort mit dem Detektiv telephonisch in Verbindung. Dieser war gerade in seinem Hotel, und Dr. Binder bat ihn, gegen sechs Uhr zu ihm zu kommen, da er nicht eher wieder im Büro sei. Henry Dodson sagte zu. Der Anwalt aber verließ das Büro, um noch einen sehr wichtigen Weg zu machen, und nahm auf diesen Weg das silberne Zigarettenetui mit.

Wenige Minuten vor sechs Uhr war Dr. Binder wieder in seinem Büro. Er legte das silberne Zigarettenetui wieder in das Schubfach des Schreibtisches und wartete auf Henry Dodson. Eine Viertelstunde später erschien der Detektiv.

Dr. Binder begrüßte den Detektiv mit den Worten: „Ihre Fragen, die Sie mir im Gerichtssaal zugehen ließen, haben in der Tat verblüffende Enthüllungen ergeben. Wie konnten Sie das erfahren haben?“

„Was brauchte ich da zu erfahren? Ich wußte doch, daß Walter Stolten und Fred Lasker dieselben Waffen hatten. Walter Stolten selbst hat es mir gesagt, als ich ihn fragte, ob er eine Waffe habe. Aus dieser mir bekannten Tatsache ercraben sich so die ersten Fragen, die ich Ihnen aufgab. Die anderen Fragen stellte ich dann auf Grund meiner Kombinationen, mit denen der Beweis für die Schuld Fred

Laskers zu erbringen war, damit zunächst einmal die Unschuld der Angeklagten Charlotte Stolten erwiesen werden konnte. Ob nun dieses Beweismaterial ausreicht, Fred Lasker zu verurteilen, kann ich nicht beurteilen. Das dürfte Sache des Gerichts sein. Ich muß allerdings zugeben, daß ich selbst ein wenig verblüfft war, als ich die Antworten Fred Laskers, und noch mehr, als ich das Ergebnis der daraufhin erfolgten Nachforschungen im Stolten'schen Hause vernahm.“ — „Also waren Sie doch im Gerichtssaal zugegen?“ — Henry Dodson lächelte.

„Ich merkte es, Herr Doktor. Sie suchten mich und fanden mich nicht.“

Der Anwalt nahm nun wieder das silberne Zigarettenetui aus dem Schreibtisch und reichte es dem Detektiv.

„Ich hoffe, daß Sie mir sagen können, wem dieses Etui gehört.“

Henry Dodson betrachtete das Etui nur wenige Augenblicke und sagte dann:

„Dieses Etui kenne ich. Es gehörte Walter Stolten.“ „Können Sie das mit Bestimmtheit sagen?“

„Ja. Außerdem wird es Ihnen Fräulein Stolten und Fred Lasker bestätigen können. Auch Herr Stolten



Weihnachtslied.

O du fröhliche,
O du selige,
Gnaden bringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ ist geboren;
Freue, freue dich, o Christenheit!

Nach einer Zeichnung von Ludwig Richter.

dürfte das Cui als das des Unfels wiedererkennen.“
— „Der junge Stolten ist sich da nicht ganz sicher. Und Fräulein Stolten möchte ich jetzt nicht mit Fragen belästigen. Daß aber auch Fred Laster zugeben wird, daß dieses Cui Walter Stolten gehörte, möchte ich noch sehr bezweifeln, zumal, wenn er wüßte, daß eine solche Tatsache ihm gefährlich werden könnte.“

„Zuwiefern gefährlich?“

„Weil dieses Cui ein ausnahmsweise großes Stück ist. Weil Walter Stolten sein Zigarettenetui immer in der linken Brusttasche trug. Und weil man das Cui nicht in der Brusttasche des Toten fand.“

„Und wo fand man es?“

„Ich fand es. Aber wo ich es fand, das werde ich erst in dem Augenblick sagen, in dem ich auch den Mörder nennen werde.“

„Und wann werden Sie den Mörder nennen?“

„In vier Tagen werden die ersten Verhandlungen gegen Fred Laster beginnen.“

Henry Dodson ging. Dr. Binder trat ans Fenster und sah dem Manne nach, der langsam die Straße entlangschritt. Dabei sagte er zu sich selbst:

„Ich glaube, es wäre gut, wenn ich den Detektiv Henry Dodson noch zur Verhandlung als Zeugen laden lasse. Er könnte ein sehr wichtiger Zeuge sein. Und er würde dann auch erfahren, wo ich das Cui gefunden habe.“ —

Lange betrachtete Rechtsanwalt Dr. Binder das schlichte silberne Zigarettenetui. Dann schloß er es wieder in den Schreibtisch und verließ das Büro.

VI.

Der Gerichtssaal, in dem die Anklage gegen Fred Laster wegen Mordes an Walter Stolten zur Verhandlung stand, bot fast dasselbe Bild wie vor einigen Wochen, als derselbe Fall vor demselben Gericht verhandelt wurde. Nur sah damals ein junges Mädchen auf der Anklagebank, heute aber ein junger Mann. Sonst war alles geblieben. Dasselbe Gericht, derselbe Vertreter der Anklage, derselbe Verteidiger und auch dasselbe sensationshungrige Publikum. — Dr. Binder dachte wieder an den Film, der hier zur Vorführung gelangte. Zweiter Teil: Der Mörder. — Die Verhandlung begann. Es wurde noch einmal festgestellt, daß die Waffe, mit der Walter Stolten erschossen worden war, tatsächlich nicht die gewesen sein konnte, die dem Ermordeten selbst gehört hatte, sondern, daß die Mordwaffe Fred Laster gehörte. Fred Laster selbst konnte diese Tatsache nicht leugnen, behauptete aber immer wieder, daß die Waffe aus seinem Schreibtisch gestohlen sein müsse. — „Und wie erklären Sie sich die Fußspuren, die darauf hinweisen, daß Sie nicht nur am Bücherschrank und am Waschtisch in Ihrem Zimmer gestanden haben, sondern daß Sie auch an den Schreibtisch herangerreten sind?“ — Dr. Binder beantwortete diese Frage, die dem Angeklagten vom Staatsanwalt gestellt wurde.

„Ich muß gegen diese Frage Einspruch erheben. Erstens sind gar keine Fußspuren im Zimmer des Angeklagten gefunden worden, sondern nur Kieselsteine, die von Füßen herrühren können, erwiesen ist das aber nicht. Zweitens kann ein Mensch,

der sich einige Zeit in seinem Zimmer aufgehalten hat, unmöglich nachher mit Bestimmtheit angeben, warum er an dieser oder jener Stelle innerhalb eines so begrenzten Raumes gestanden hat. Der Angeklagte kann ganz unbewußt an den Schreibtisch getreten sein. Ich aber, meine Herren, kann Ihnen die Versicherung geben, daß der Angeklagte nur an den Bücherschrank herangerreten ist, um das Buch, das er im Park gelesen hatte, wieder an seinen Platz zu stellen, daß er sich dann noch schnell am Waschtisch die Haare gebürstet hat und dann das Zimmer sofort wieder verließ. Die Spuren vor dem Schreibtisch wie vor dem Nachtschrank waren bereits da, bevor der Angeklagte sein Zimmer betrat.“

Wieder ertönte die scharfe Stimme des Staatsanwalts:

„Sie wollen also behaupten, daß noch ein anderer zuvor das Zimmer des Angeklagten betreten hat?“

„Ja.“

„Dann können Sie uns wohl auch sagen, wer dieser andere war?“

„Es war der Mörder.“

„Und wer war der Mörder?“

Statt die Frage des Staatsanwaltes zu beantworten, wandte sich Dr. Binder an den Richter.

„Ich hatte den Antrag gestellt, noch einen gewissen Henry Dodson als Zeugen zu laden.“

„Der Zeuge hat der Ladung nicht Folge geleistet.“

„Ich hatte das vorausgesehen und für diesen Fall eine sofortige zwangsweise Vorführung des Zeugen beantragt.“

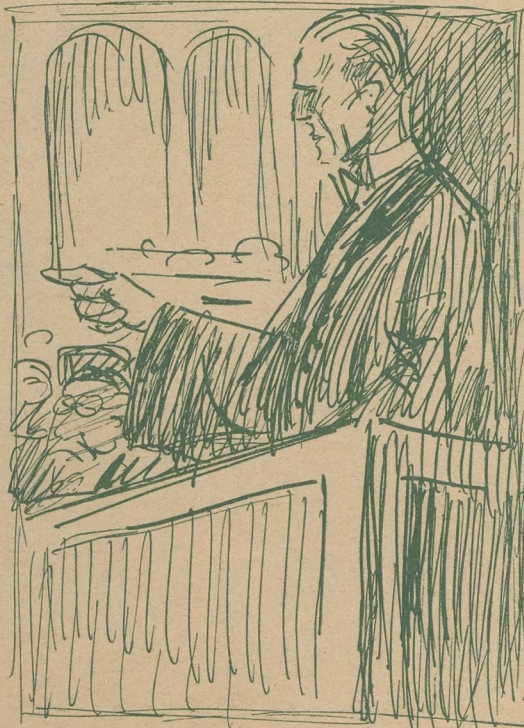
„Kriminalwachmeister Kahlmann wird uns darüber Bericht erstatten.“

Der Genannte trat vor.

„Ein Mann namens Henry Dodson hat bis gestern in der mir aufgegebenen Pension gewohnt. Auch wurde ihm daselbst gestern früh die Vorladung durch die Post zugestellt. Er ist jedoch gestern mittag mit unbekanntem Ziel abgereist.“

„Ich wußte das. Henry Dodson konnte hier nicht erscheinen.“

„Alles blickte erstaunt auf den Verteidiger. — „Warum konnte Henry Dodson nicht erscheinen?“ fragte jetzt der Richter. — „Weil der Mann, der sich Henry Dodson nannte, der Mörder ist.“ — „Dann also ist jener Henry Dodson der Mörder; und Sie ließen ihn entkommen, obgleich Sie wußten, daß er der Mörder ist?“ — „Henry Dodson ist entkommen, weil er gar nicht existiert. Er konnte nicht als der hier erscheinen, der er nicht war. Er mußte als der erscheinen, der er ist, als der Mörder. Seinen Namen nannte uns der sterbende Walter Stolten. Lo ha — der sterbende Mann hatte nicht mehr die nötige Kraft, die Typen alle zum Anschlag zu bringen. Lo ha — das sind nicht zwei getrennte Silben, das ist ein einziges Wort. Lo ha — der dritte Buchstabe fehlt, der Wagen der Maschine rückte weiter, ohne daß die Taste den fehlenden Buchstaben angeschlagen hatte. Der fehlende Buchstabe aber ist ein — t. Das r am Schlusse des Wortes vermochte Walter Stolten nicht mehr zu schreiben. Aber die wenigen Buchstaben genügen, um nun zu wissen, daß Lo — t — ha — r Stolten der Mörder ist.“ — „Das sind Lügen! Ich kenne diesen Henry



„Lo — t — ha — r Stolten ist der Mörder,“ rief Rechtsanwalt Dr. Binder.

Dodson nicht!" — Lothar Stolten zwang sich gewaltsam zur Ruhe. Aber es gelang ihm nicht. — „Lothar Stolten, Sie kennen diesen Henry Dodson nicht? Aber das silberne Zigarettenetui erkennen sie wohl auf diesen beiden Photographien wieder? Sehen Sie, auf beiden Bildern finden Sie das Etui mit ausgezeichneten Fingerabdrücken. Einmal wurde die Aufnahme gemacht, nachdem Sie selbst das Etui in der Hand gehabt hatten. Ein zweites Mal wurde sie gemacht, nachdem Henry Dodson es in der Hand gehabt hatte. Und doch rühren die Abdrücke auf beiden Bildern von denselben Fingern her. Und wenn es Sie noch interessieren sollte, wo ich das Etui gefunden habe: Walter Stolten selbst hatte es bei seinem letzten Besuch, etwa acht Tage vor seinem Tode, bei mir im Büro liegenlassen.“

„Schust!"

Das war alles, was Lothar Stolten noch zwischen den Zähnen hervorstoßen konnte. Dr. Binder aber nahm keine Notiz weiter davon. Er wandte sich wieder dem Richterliche zu. (Schluß folgt.)

Die segensvolle Zuflucht

Von Fritz Kaiser, Zimenau.

Ges war Weihnachtsheiligabend. Der Fünfhirtgottesdienst in der kleinen Stadtkirche hatte noch nicht lange begonnen, als ein halbberklumptes Mädchen lautlos über die Schwelle hüpfte und sich schon nahe beim Dien in eine Ecke drückte. Zu sehen wagte sie sich nicht in ihrem abgerissenen, vom Schnee halb durchnähten Gewand. Die Reihen waren bis auf ganz wenige Plätze dicht gefüllt. Sie fürchtete die geheime Auflehnung der schön und warm gekleideten, wie sie auch innerlich meinte, kein Anrecht auf diese Gemeinschaft zu haben. Wie lange war es nun schon her, daß sie keine Kirche mehr betreten hatte. Nun stand ein großes Stamm und eine weiche Ergriffenheit in ihren glänzenden, blauen Augen ob der festlichen Weihe des geheiligten Ortes und seiner erhebenden Stunde. Die Orgel brauste durch die weite Halle wie machtvolle Fanfarenstimmen himmlischer Heerscharen, und die Gemeinde sang dazu: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her, ich bring' euch gute, neue Mär . . ." Das Mädchen faltete die blaugefärbten Hände. Die Schauer ferner Kindheitsträume rieselten über ihr Herz und machten es warm, ähnlich wie ihre schlanken, zarten Glieder das Wohlwollen des Dien empfanden nach dem harten, rauhen Griff des Winterfrosts, in dem sie sich mit ihrem dünnen Kittel erbärmlich herumgeschlagen. Die Tropfen des geschmolzenen Schnees gliserten in ihrem blondhaar wie kleine Sterne, und in das vordem fast starre Antlitz kam Leben und Bewegung.

Als das Lied zu Ende war, hingen viele verwunderte Blicke an dem scheuen Mädchen in der Senecke. Nie war ihr ihre Armutigkeit so bewußt geworden, wie in diesen Minuten. Sie stand vor den vielen Augen wie vor einem Spiegel, in dem sie ihr ganzes grauenhaftes Elend sah. Ihr Gewissen schlug. Sehnsucht keimte auf nach einer Lebenswandlung, und weit öffneten sich Herz und Seele bei ihr, die Worte dessen anzunehmen, der so überzeugend von der Kanzel sprach.

Als danach ein Kinderchor auf der Empore mit der Zartheit weicher Engelstimmen anhub, die alte, schöne Weise: „Stille Nacht, heilige Nacht . . ." zu singen, da war es des Lebens zu viel, als daß das Mädchen die Tränen hemmen konnte. Sie deckte die Hände über ihr Antlitz, und ein schluchzendes Wehen fuhr durch den ganzen, rarten Busch.

Ein Herr eilte herzu, nahm sich des Mädchens an und fand neben sich noch einen Sitz für sie, von der er den Eindruck gehabt hatte, daß sie jeden Augenblick zusammenbrechen müsse. Leise sprach er auf sie ein, wie ein Vater auf sein Kind, und war doch gar nicht so viele Jahre älter als sie. Ihn schwang das Herz in tiefer Anteilnahme. Der erbärmliche Kittel war Mündung genug für das Schicksal seiner Trägerin.

„Sie sind fremd hier, junges Mädchen?"

„Hier wie überall!" Klang es erschütternd zurück.

„Haben Sie keine Heimat mehr?"

Ein müdes Schütteln wehte seinen eissigen Hauch ins Herz des Fragensden.

„Ich verlor meine Eltern an einem Tag!"

Die Tragik verschlechte dem Manne für Minuten die Stimme. Er griff nach der Hand der Armen und presste sie, als sollte sie hier den Führer spüren nach jebiel Haltlosigkeit ihres harten Lebens.

Heilige Nacht

Von Ernst Otto Dörries

Der Abend weckt mit weichen Nebelhänden die Nachtlaternen aus dem Schlaf des Tages. Von fernen Türmen, die sich sternwärts wenden, fällt klares Schwingen eines Uhrenschlages:

So pocht die Nacht an dieses Tages' Tor!

Was zögert sie noch länger, einzutreten?

Dem Abendläuten leiht sie leis ihr Ohr —

und lauscht den Kindern, die zum Himmel beten . . .

Nun tritt sie ein: von Glockenklang geleitet —

in feierliches Weihnachtssehnen' gehüllt. —

In ihren Händen, segnend hingebreitet,

erstrahlt die Gabe, die uns Gott bereitet:

Ein liches Kind, von Liebe ganz erfüllt!

„So haben Sie auch lange kein Christfest mehr gefeiert?"

Ein Lächeln war die Antwort, das herzerreißend war.

„Wenn's der Frost nicht gewesen wäre, der mich hierher getrieben, so hätte ich auch diesmal kaum mehr davon gewußt, als die vielen Jahre herauf, wo der Weihnachtsbaum nur als Schimmer hinter verhängten Fenstern für mich existierte.“

Noch halb von Tränen unspiziert, tastete sich der Mädchenblick bei diesen Worten aus der tiefen Kirchenbank zum Altarraum, wo zwei mächtige Tannen in ihrem ergreifenden Keuzschmuck standen.

„Ich will Sie einmal hinter solche warm erleuchteten Fenster führen, junges Mädchen. Kommen Sie mit mir, wenn der Gottesdienst zu Ende ist.“

Dem Mann stieg die Nührung seines Herzens in die Augen, als er die Dankbarkeit in den Zügen seiner Nachbarin sah. Einem so machtvoll verkärten Ausdruck war er in seinem Leben noch nicht begegnet.

Die Gemeinde sang jetzt den Schlussgejang: „Du fröhlich, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit . . .!“

Der Mann schlug sein Gesangbuch auf und hielt es dem Mädchen hin.

Ungewohnt und hilflos taumelte ihre Stimme mit in der schönen Melodie, treulich geführt von der kräftigen zur Seite, die so voll unennbaren Jubels war, so befreidend und mitreißend in ihrer Glückseligkeit.

Unter brausenden Orgelklängen leerte sich das Gotteshaus.

Draußen packte ein eissiger Sturm die didverhüllten Gestalten und rüttelte und schüttelte sie. Jedes eilte, daß es nach Hause kam. Des Mannes Arm lag wärmend und stützend um die Hüfte seiner Begleiterin. Die hatte die Augen geschlossen vor den Schneeflecken, die von den Dächern wehten, aber auch im Gefühl des Geborgenseins. Wieviel in ihrer Not auch getragen von gewissenlosen Menschen, hier war kein Zweifel bei ihr, daß sie einen großen, warmherzigen Retter und Gönner gefunden.

Die alte Dienerin erchrak, als sie den seltsamen Gast neben ihrem Herrn erblickte. Aber nur ein Augenwink, und sie schloß sich taktvoll seiner Güte an.

„Bereiten Sie ein warmes Bad für unseren Gast," bat er sie, während er dem Mädchen in der Küche selbst einen heißen Grog bereitet und einen Bissen zu essen gab.

Ganz stumm war die Fremde geworden im Bettelkleid, angedachts jebiel Vornehmheit und Geschmack eines Heimes, das in allen seinen Winkeln Fränklichkeit und Wärme verriet.

Sie trank und aß das stüchtige Vormahl und wurde dann in eine kleine Badekabine geführt, die schneeweiß von Kacheln war, große, blühende Spiegelscheiben hatte und auf dem Boden türkschrote Läufer. Aus flachen Schalen strömte das Licht, und wenige Stufen führten zur Vertiefung der Wanne. Wohlthuende Wärme schlug entgegen.

„Legen Sie alle Ihre Kleider, samt Wäsche, Strümpfen und Schuhen hier auf die kleine Bank, damit meine Hausgehilfin sie auswechseln kann," belehrte der Mann gewissenhaft das Mädchen, das von einem Stannen in das andere geriet. „Nehmen Sie sich viel Zeit und lassen Sie sich von dem heißen Wasser

richtig durchwärmen. Haben Sie eine Frage oder eine Bitte, dann brauchen Sie nur zu schellen. Ich gebe der Frau, die Sie vorhin begrüßte, Anweisung."

Während sie tat, wie ihr geheißen, besorgte der Mann schnell die Wege, eine vollständig neue Gewandung für seinen Gast zu kaufen. Er hatte die Maße bei sich, die ihm seine Dienerin an Hand der alten Stücke gewissenhaft genannt. Er wählte das Beste und Schönste, vergaß nicht die Würzigkeit. Zu den Schuhen kamen noch ein Paar warme Socken für das Haus, zu dem Kleid ein warmer Mantel, eine Samtmütze in schöner, leuchtender Farbe, Handschuhe und Spangen fürs Haar. Alles dabei geschmackvoll und jugendlich, wie es sich für ein Mädchen ziemte, das nicht viel mehr als zwanzig Jahre zählte.

An Stelle der Lumpen lagen bald die feinen Sachen auf der kleinen Bank im Baderaum. Dem Mädchen war es, als sie aus dem Wasser stieg, als habe sie das alte Leben von sich gespült und beginne nun ein ganz neues, das nicht einen einzigen Zug mit jenem gemein hatte. Ein Gemisch edelster Wohlgerüche war um den feingemeißelten Mädchenwuchs. Kostbare Essenzen waren im Wasser gewesen, erfrischend und stärkend zugleich. Seife von erlesener Art hatte in der vernickelten Schale neben dem Frottierstück gelegen und im Gebrauch ihren wundervollen Duft ausgeföhrt. Ein Hohn trocknete schnell das Haar. Gesichtsbereitete die Finger den blonden Schmuck auf dem Haupt. Die neue Gewandung wurde dem Mädchen zum Erleben von tiefergriffener Freude. Instinktiv erkannte sie das Gute, das erhöht wurde durch das keine Verständnis, mit dem die Wahl jedes einzelnen Stückes erfolgt war. Das Feingefühl war ihr nicht abhand gekommen in den Jahren der Not. Sie mußte Verborgenes herauszufinden und stand berauscht vor dem Glanz dieser Stunde.

Dem Manne ging es nicht anders, als er seinen Gast nach wenigen Minuten aus dem Badezimmer treten sah. Seine Nöte flog über sein Gesicht. Er wußte jetzt nicht mehr, wer der reicher Beschenkte war.

"Sagen Sie mir nicht Dank," wehrte er taktvoll ab, "die Sie mir die Räume mit soviel Anmut und Lichtheit füllen!"

Seine Stimme bebte, so stark schwang sein jugendvolles Herz darin, und immer von neuem ging sein Blick in stiller Verwunderung zu dem Mädchen, das ihm mit keinem, in seiner Erinnerung lebenden vergleichbar schien.

Er nahm sie bei der Hand und führte sie in das Wohnzimmer, wo alles zur Besichtigung vorbereitet war und der hohe Tannenbaum im schönsten Kerzenglanz erstrahlte. Während sie fassungslos vor der Fülle unerwarteter Geschenke stand, glitten seine Finger über die Tasten des Klaviers und woben noch einmal den Zauber des schönen Weihnachtsliedes, den zuvor die Kinder in der Kirche mit silberhellen Stimmen um die Herzen der andächtigen Gemeinde gesungen. Aber noch waren die Töne nicht verklungen, als im übermächtigen Gefühl von Dankbarkeit und Freude die Mädchenarme sich um seinen Hals schlangen. Schluchzend lag das blonde Haupt an seiner Brust, und bewegt fühlte er Glückstränen auf seine Hände fallen.

"Sie müssen immer bei mir bleiben, junge Freundin. Meine Dienerin ist eine greise Frau. Stützen Sie die müden Hände."

Hoch ging die Brust des Mannes. Er wollte weiterprechen, weil es ihm das Herz zu sprengen schien. Aber er beherrschte sich und schwieg, und sagte still zu sich: „Ich will sie nicht überladen. Sie soll eins um's andere begreifen lernen. Wer aus der Tiefe kommt, der strauchelt leicht auf Höhenpfaden, so er plötzlich emporgehoben wird. Sie soll Schritt um Schritt gehen. Ich will mich gebüden und warten, bis sie sich zu mir findet. Das ist das Rechte!"

Er strich ihr ein paarmal über das schöne, blonde Haar und lobte im stillen Gott im Himmel für die wunderbare Fügung dieser Weihnachtsstunde, die ihm wie die köstlichste Prophezeiung seines Lebens erschien.

Ewigkeit.

Von Margarete Koschnick.

Ewigkeit — das ist das Unerreichte,
Immer-Ferne! — Ist der Sehnsucht Gral!
Ewigkeit! — Sie ist es, die dich beugte,
wenn die Welt dir jüwiel Gutes zeigte,
und ihr Trank dir bitter ward und schal!

Ewigkeit! — Das Wort ist groß und stille! —
Einer Menschheit längst verklung'nes Leid,
einer Zukunft unbegrenzter Wille
streift dich sacht in erdgebund'ner Hülle,
wie ein Hauch — der Ewigkeit!

Spielschachteldörfer auf dem Erzgebirgskamm

Von Konrad Haumann.

Nahe an der böhmischen Grenze, in einem Zipfel des Sachsenlandes und einer Höhenlage des Erzgebirgskammes von 600 bis 800 Meter liegen die erzgebirgischen Spielzeugmacherdörfer, deren industrieller Mittelpunkt das Dorf Zeißen ist. Aus bescheidenen Anfängen im 16. Jahrhundert, als durch das Erliegen des Zeißener Zinnbergbaues die brotlosen Bergleute zum Schmiedemeier griffen, hat sich in vier Jahrhunderten in der gebirglichen Welt-abgeschiedenheit eine eigenartige Industrie auf moderner technischer Grundlage entwickelt.

Rauhreifperzaubert prangt hier oben den ganzen Winter über die Landschaft. Ueber und über reißerisibert schimmern Rütten, Wege, Bäume, Wald in bezaubernder Schönheit. Kein Maler vermag die Rauhreifpracht, die ja bekanntlich für den Erzgebirgskamm typisch ist, in solcher Schönheit wiederzugeben. In dieser märchenhaft silbernen Landschaft liegen, ebenso wie die Spielschachtelstädte, die hier fabriziert werden, die Spielzeugmacherdörfer. Vor allem Zeißen, mit seinen weiß-schwarzen „Häusern“ um Schule, Kirche und Rathaus auf Berghöhe Spielzeughaft gruppiert und ungezwungen die einzeln stehenden Häuser bergab zum Zeißener Grund und bergauf kletternd lassend, bis sich auf der Höhe die an der Straße zerstreut liegenden, sauberen Häuser des Reifendreherdorfs Heidelberg anschließen.

Straßauf, straßab dienen Hütten, Häuser, Fabrikwerke der Spielzeugfabrikation. Allerorten klingt das Singen der Sägen, Kreier und Dreheisen, dringt ein Ruch von frischem Holz, Leim, frischen Lacken und Farben aus den Häusern. In jeder Hütte, jeder Wohnung, jeder Werkstatt wird gedreht, geschnitten, geleimt, gemalt, gebastet, gepackt — die ganze Welt hat ja Bedarf an den treuherzig-bunten, dabei so kindhaft billigen erzgebirgischen Holzspielschächeln. Wir kennen sie alle selbst aus unserer eigenen Jugend, diese bunten Holzpferdchen und Holzschäferschen, steifhölzernen Stadtbürger zwischen farbenbunten Spielschachtelstädten mit Kirche und Rathaus — oh, die Reihe ist schier unererschöpflich. Berritt man eines der heißen Spielwarenmusterlager, so werden auch die ganz Klugen, die vom Leben gebärteten gern wieder zu Kindern und möchten am liebsten den ganzen Spielwarenkram mit heimnehmen.

Klopft man als Fremder an die reiferstarrten Türen der Spielmacherhäuser, so wird man überall freundlich aufgenommen. Denn die Spielzeugmacher sind biedere, gutmütige, sinnliche Leute — es ist erklärlich, daß der lebenslange Umgang mit kindlichem Spielzeug keine harten Charaktere bilden läßt. In der einen Hütte schauen wir einem alten Schnitzer, der schon längst über das biblische Alter hinaus ist, zu, wie er aus hartem Buchenholz seine grotesken erzgebirgischen Ruffnacker schnitzelt, die dann beim Ruffnacker ihr Maul sperrangelweit aufreißen. In einer anderen Hütte ist der verheiratete Sohn gerade dabei, den kaum zentimeterwinzigen Holzschäferschen — rote Halsbänder anzumalen. Ein dritter drehselt just wunderhübsche Spielschachtelbäumchen. In einem vierten Hause werden Holzfüßen die Güter angeleimt. Ist man durch eine Reihe von Häusern gegangen, durch Werkstätten oder Wohnstuben, in denen immer die Ofenbank nach Landesfite um den Ofen steht, so werden einem alle diese Spielzeugmacher — in blauer Schürze, mit Brille und unvermeidlicher Tabakpfeife, zu leibhaftigen kleinen Herzgöttern, die alles, was da freucht und flucht auf dieser Erdenwelt, alltäglich aufs neue aus grünem Fichtenholz zaubern, und zwar recht kunterbunt. In Heidelberg, der Heimat der in der Welt nur hier zu findenden Spatzeisen-dreherei, die bis zu seltener Vollkommenheit hier entwickelt ist, wird bereitwillig auch diese Kunst gezeigt. Wie spritzen da die Holzspäne, wenn das Dreheisen an den in der elektrisch angetriebenen Drehbank eingespannten Fichtenholzklot angelegt und in kurzer Zeit der fertige Reifen, aus dem dann die Tiere leicht abgepalten werden, abgenommen wird.

Ein bescheidener Wohlstand scheint in den sauberen Hütten zu Hause zu sein — er beruht jedoch nur auf der außerordentlichen Genügsamkeit des Gebirglers. Früher war ja die soziale Lage der Spielzeugmacher erschütternd. Die Verhältnisse haben sich nach dem Kriege in manchem gebessert. Daß der Verdienst eines solchen Hausindustriellen mit 20 bis 40 Pfennig Stundenlohn, in den Fabriken 45 Pfennig pro Stunde, alles andere als auskömmlich ist und keine Reichtümer ansammeln läßt, liegt auf der Hand. Die Zufriedenheit der Spielzeugmacher ist zu bewundern.

Der Besuch dieser erzgebirgischen Spielzeugmacherdörfer in ihrer märchenhaften Rauhreifsilberlandschaft wird zu einem unvergesslichen Erlebnis eigener Art, umweht sich in der Erinnerung fast mit dem Zauber eines Märchens.

Nebräer Anzeiger



Weihnachtlicher Rückblick.

H. M. C. Friede auf Erden! Seit fast zwei Jahrtausenden klingt nun der Ruf hin über die Menschheit, hin zu den Herzen, hin zu den Gemütern. Und wenn er auch in den Tagen des Weihnachtsfestes selbst manches Herz, manches Gemüt offen findet, für die tiefe Mahnung, die er enthält — sind die Festtage vergangen, ist der Lauf der Festesfreude verfliegen, wie oie erschließen sich dann die Herzen wieder und statt des Friedens auf Erden leitet der Kampf aller gegen alle wieder ein. Der Kampf aller gegen alle — nicht der edle Wettstreit der Geister und des Könnens, sondern der niedrige Krieg um weltliche Güter, materiellen Besitz, schändlichen Mammon und eitle egoistische Begierden. Beim einzelnen ist es so und bei der Gemeinschaft der Menschen, mag sie nun Staat, Gemeinde oder Familie heißen. Zwei Jahrtausende sind vergangen, seit das Evangelium der Liebe, der Liebe zum Nächsten und des Friedens auf Erden für alle, die guten Willens sind, erdiente, und noch immer mordet der Mensch den Menschen, der Bruder den Bruder, noch immer gleicht die Welt einem bewaffneten Heerlager unversöhnlicher Feinde.

Nein, das alles beweist nichts gegen den Wert, gegen die Wahrheit des Evangeliums, das uns zu Beginn unserer Ära verkündet ward! Das alles beweist nichts gegen die lebendige Güte dessen, der es verkündete gegen das unerlöschliche Wohlwollen des Vaters aller Wesen. Ist es nicht wie ein tragisches Symbol für die Geschichte des Evangeliums, daß eine der ersten Wirkungen, die Christi Geburt nach sich zog, der grauam Rindermord von Bethlechem war? Daß, um die Lehre der Liebe zu erwirken, ein blutdürstiger Tyrann die grauenhaftesten Mordtaten seines schandhaftesten Machtbewußtseins zur Wirklichkeit werden ließ, und daß trotzdem das Evangelium des Menschensohns ungehindert in die Welt zog? Und wie die, denen Jesus, Sohn der Maria, das Heil bringen wollte, den Menschensohn ans Kreuz schlugen, so kreuzigen heute die Menschen täglich Christi Lehre, und statt des Friedens auf Erden herrscht die eiserne Faust.

Noch heute, zehn Jahre nach Beendigung des blutigsten aller Kriege, stehen fremde Truppen am Rhein. Vor wenigen Tagen erst ging die Konferenz von Lugano zu Ende, wo man zwar erneut den Willen geäußert hat, die Reste des Krieges zu liquidieren und dem endgültigen Frieden den Weg zu bahnen. Aber noch während die Staatsmänner der größten europäischen Mächte in endlosen Konferenzen die Interessen der ihnen anvertrauten Völker verteidigten, Hammt in Südamerika das tragische Drama des Krieges auf, und wenn es auch den vereinten Bemühungen der Mächte gelungen

für den Augen haben Duzenden materieller Zutraut und wand Scheinfrieden zu verwandeln. Afghanistan verheßen wollte ditionellen Prioberner Wissen. Bruderkämpfer innerataltider amendeitche Reichausende alter hreden des Wirt. auch heute beaum erfolgreiche bringen. rieg, Worteden auf Erbebet aber als die Zukunft. enthaltener und überzeugen, bei l, der Friedeins Dafeln" sei berknüpft. Unt

wie schon bei den niedersten Lebewesen der Stärkste sich durchsetzte, so werde auch im Leben und in der Entwicklung der Menschen notwendigerweise Gewalt stets vor Recht gehen. Mag dem so sein! Mag wirklich das Stärkste stets obliegen und das Schwache vergehen: was gibt es Stärkeres, was Gewaltigeres als die sieghafte Kraft der Idee, der unaufhaltbaren Antikam des Ideals? Wir wollen und dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, daß vor der Friedensliebe, wie sie das Evangelium verkündet, die Kraft des Bösen in der menschlichen Natur dereinst erlischt, daß vor ihr Kanonen und Bajonette, Bomben und Giftgase, Tanks und Drahtminen verschwinden werden, wie der Schnee vor der Sonne.

Es ist nicht der Glanz der Kerzenlichter, es ist nicht der herbliche Duft der harzigen Tanne, es sind nicht die alten Weisen, die den letzten Wert weihnachtlicher Stimmung in uns bedeuten. Wahrhaftig wird der Sinn dieses Festes der Freude, dieses Festes, das die Geburt der Idee wie kein anderes feiert, erst in uns erfüllt sein, wenn das alte und ewige Neue Evangelium der Weihnachtszeit in uns lebendig geworden ist: Ebre sie Gott in der Höhe und Friede auf Erden für alle, die guten Willens sind!

Heilige Nacht!

Heilige Nacht, auf Engelschwingen,
Schreibe! du nieder auf die Welt,
Durch den Flockenwirbel fliegen.
Weihnachtsglocken übers Feld,
Kerzenglanz strahlt nah und ferne
Durch das schneederwehte Land,
Und der Herrgott hat der Sterne
Schönsten Christbaum angebrannt.

In dem ruhelosen Streben
Unserer Zeit will leis und lind
Uns ein süßes Lied umschweben.
Von Maria und dem Kind
Könige und Hirten Kneien
In des Wanders holdem Bann
In dem Stall, und Weise ziehen
Aus dem Morgenland heran...

Von dem Kind will Kunde bringen
Überm Stall ein heller Stern -
Und die Engelschöre singen,
Jubelnd von dem Tag des Herrn,
Künden jauchzend, daß hiernieder,
So sie ihren Schöpfer ehrt,
Wohlgefallen und Gottesfrieden
Aller Menschheit widerfährt....

ilge Nacht, gieß solchen Segen
Auch auf unsre Herzen aus,
Komm auf schneederwehten Wegen
Auch in unsre dunkles Haus!
Gieb: nur Raft ist uns bechieden
Drang und Kampf in unsrer Zeit,
Und dein heiliger Gottesfrieden
Ist uns fern und fernsuchtsweit!

Du Bethlechem im Stamme Juda

Wo einst im Stalle Christus geboren wurde. Unter den Städten des heiligen Landes nimmt Bethlechem eine besondere Stelle ein. In diesen Weihnachts-tagen fragen wir unwillkürlich, wie es heute an dem Geburtsort des Heilands aussieht. In früheren Jahrhunderten hieß Bethlechem *Gethratos*, das heißt Brothaus, ein Name, der seine Entstehung der großen Fruchtbarkeit des Ortes verdankt. Hoch steht die weiße Stadt über den fahlen Hügeln Judäas. Die Abhänge des Berges sind bedeckt mit Weinbergen, Delbaumhainen, grünen Weidern und Weiden.

Die Stadt ist heute fast durchweg von Christen bewohnt. Ihre Geschichte ist rein an vielen Wechselfällen. Nachdem in den ersten christlichen Jahrhunderten viele reiche Klöster entstanden waren, kamen die Maletanen und zerstörten die Stadt. Noch einmal wurde plündernd, im Jahre 1244, die Stadt durch die Chomariemier verüffelt. Aber immer wieder blühte sie neu auf. Die Bevölkerung steigt heute einen regen Quadratfuß, dem viele Kunstgegenstände, Aalenfränke, Baden Schmudmäßen ihre Entstehung verdanken. Das Material hierzu liefert das Meer mit seinen Perlmuscheln und der Phönix mit seinen Federn.

Ueber der Stätte, wo einst im Stalle Christus geboren wurde, erhebt sich heute die alte Marienkirche, eine kostbare Basilika die von den mohammedanischen Zerstörern verschont blieb. Bevor man in das Innere gelangt, muß man einen nur etwa anderthalb Meter hohen Eingang passieren. Eine abstoßende Einrichtung, um zu verhindern, daß Mohammedaner Verste in das Gotteshaus trübten, wie sie es sonst zu tun pflegten. Die hohen Säulen und Pfeiler, die in ihrem feierlichen Ernst einen tiefen Eindruck machen, stammen noch aus der Zeit Konstantians. Am Weihnachtsfest des Jahres 1401 wurde hier Volkmun zum König von Jerusalem gelobt. Ueberall an der Stätte sind zahlreiche bildliche Darstellungen zu sehen von dem Tode Christi, mit der die drei Heiligen, denen die Kirche gehört, ihrer Aufgabe, der Erhaltung dieses Ortes dienen.

Unterhalb der Kirche befindet sich eine Felsenhöhle, die Geburtsgrube. Kostbarer Marmor und weiße Tepiche schmücken den heiligen Raum. Tag und Nacht brennen goldene und silberne Lampen. In einer Nische strahlt ein silberner Stern auf dem Marmorgelstein und hier sind die gedankenfülleren Worte eingegraben: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est!“ Hier gebar die Jungfrau Maria Jesus Christus! Die Schauer der Ewigkeit umhüllen diesen Ort. Menschen aller Völker und Zeiten, Könige und Knechte lauten hier zu Boden, um das Kind anzubeten, das von hier aus seinen Lebens- und Erlebensgeschichte begann. Aber einmal die Stätte heiligte der Feind sie nie vergessen. Unauslöschlich prägt er sich in die Seele ein, und vielen ist es, als trügen sie in ihrem Herzen einen Hauch der Heiligkeit mit sich fort.



Das Geschenk.

In vielen Gegenden war es früher üblich, daß Kaufleute ihren Angehörigen am Weihnachtstage, da diese kommen, um ihren Glückwunsch darzubringen, ein Geschenk übergeben.

So kamen auch zu einem Manne vier junge Leute und wünschten ihm Heil und Segen zum Fest.

„Liebe Freunde“, sagte der Mann, „hier sind eure Geschenke; jeder mag wählen, ob er zwanzig Mark oder meine Bibel haben will.“

„Ich kann nicht lesen“, sagte der erste, „also erbitte ich das Geld.“

„Leien kann ich zwar“, meinte der zweite, „doch ich befinde mich in großer Not; ich gebe lieber dem Gelde den Vorzug.“

Der dritte begründete in ähnlichen Worten seinen Wunsch, das Geld zu erhalten.

Jetzt kam die Reihe an den vierten, einen jungen schmählichen Burschen. Der Mann ließ ihn freundlich an und sprach: „Wißt du auch zwanzig Mark haben?“

„Lieber Herr“, antwortete der Gefragte, „da Sie sagen, das Buch ist schön, io will ich es lieber nehmen als das Geld und meiner Mutter daraus vorlesen.“

Der Alte reichte ihm die Bibel hin.

Der Bursche öffnete sie und fand zwischen den Blättern Goldstücke.

Die andern schauten bestürzt auf die Bibel und den Geschenke.

„Es ist nicht meine Schuld“, sagte der alte Mann, „daß ihr nicht gewähnt habt. Ihr habt es euch selbst zuguschrieben, daß ihr nicht gewähnt habt wie dieser hier.“

Bei diesen Worten erglomm ein seltsames Leuchten den Augen des Greises; die Stube ward hell und strahlend, als viele gleichendes Sonnenlicht herein. Und war doch ein grauer Tag.

Frans Lücker.

